

## II.

### Charthum und seine Bewohner.

Ein Beitrag zur Statistik und Völkerkunde Ost-Sudahns.

---

Zur Bevorwortung des Nachstehenden muß ich vorausschicken, daß ich mich während meines fünfjährigen Aufenthalts in Nord-Ost-Afrika einzig und allein mit Sammeln und Beobachten von Säugethieren und Vögeln beschäftigte. Es kann deshalb das, was ich hier über Geographie, Geschichte und Ethnographie der Provinz und Stadt Charthum mittheilen will, nichts Vollständiges sein. Ich erzähle das, was dem Naturforscher auffiel, wenn er auf seinen Jagden durch Wälder und Fluren die Tankha des Städtebewohners oder den Tokhul und das Zelt des Sudahnesen betrat, so wie das, was er aus dem Munde des ihm vertrauten Volkes jenes Landes erfuhr, und muß deshalb im Voraus wegen mancher Lücken und Unvollkommenheiten die Nachsicht in Anspruch nehmen.

Meine Reisen in N.-O.-Afrika begannen zu Ende des Jahres 1847 in Gesellschaft des Baron J. W. von Müller. Wir schlossen uns der „katholischen Mission zur Befehrung der Heiden am obern weißen Flusse“ unter dem Directorium des Jesuiten Nyllö in Kairo an, und reisten in Gesellschaft der Geistlichen bis Dongola el Urdi in Nubien. Von dort aus gingen wir allein weiter und durch die Wüstensteppe Bahiuda nach Charthum, besichtigten das Steppenland Nordafahn und kehrten im folgenden Jahre nach Kairo zurück. Nachdem der Baron von Müller Afrika verlassen hatte, bereiste ich Unteregyp ten, und trat nach Jahresfrist im Vereine mit meinem Bruder Oskar und einem jungen Arzte Dr. N.

Bierthaler aus Köthen eine zweite Reise nach dem Innern an. Wir wählten denselben Weg, wie das erste Mal. Glücklicherweise gelangten wir nach Neu-Dongola: da erreichte meinen trefflichen Bruder sein früherer Tod; er erkrankte beim Baden im Nil. Von nun an brach Noth und Krankheit über uns herein. Ich unterlasse hier die Schilderung unseres Glücks, fühle mich jedoch gedrungen zu erwähnen, daß wir in Sudahn von den Christen verlassen, von den Türken aber großmüthig gerettet worden sind. Durch ihre Hülfe wurde mir es möglich, den blauen Fluß bis zum 12. Grade der nördl. Br. zu bereisen und dann zu höchster Zeit nach Egypten zurückkehren zu können. Von dort aus besuchte ich dann noch den Sinai, durchwanderte zum dritten Mal Oberegypten und kehrte zuletzt nach Europa zurück. Das ist die von mir zurückgelegte Reiseroute, mit welcher ich meine Leser zuerst bekannt machen zu müssen glaubte.

Erst seit der Unterjochung der „Mamalik el sudahn“ مماليك السودان — wie der Ostsudahn von den arabischen Gelehrten noch heute genannt wird, wurde das Gebiet des weißen und blauen Flusses, des Atbara und obern Nils für die Europäer zugänglich. Früher war das Reisen in jenen Gegenden mit den größten Gefahren verbunden. Der kriegerische Geist der im südlichen Nubien wohnenden Araberstämme, vorzüglich der Scheikië, bedrohte die unter dem Schutze des Islam wandernden Karawanen ebenso sehr, als die vielen der Regierung noch nicht unterworfenen Beduinestämme. Ein Christ war gewöhnlich verloren, wenn er in die Hände dieser höchst fanatischen Horden fiel, und als „kafir“ d. h. Keger erkannt wurde. Deswegen ist die Zahl der Europäer, welche vor dem Jahre 1820 den Sudahn bereisten, gering. Jetzt hat man fast keinen Angriff von Seiten der Eingeborenen mehr zu fürchten. Die beispiellosen Grausamkeiten, durch welche ein Mahammed-Beï el Desterdahr, im Sudahn nur el Djelahd — der Henker — genannt, einen furchtbaren Namen erwarb, leben noch gar zu lebhaft in der Erinnerung der durch die Türken moralisch und physisch zu Grunde gerichteten Nubier und Sudahneseu, als daß es ihnen einfallen sollte, sich gegen das lastende Joch der Unterdrücker aufzulehnen. Ja es will mir scheinen, als ob das Blut der bei jenem Feldzug Geopferten die frühere Geschichte des ganzen obern Nillandes verwischt hätte. Nur traditionell

zieht sich ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch: die Erinnerung an die frühern glücklichen Zeiten unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fungi, an die Zeit, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreischten und ein eigener König Gericht hielt, die Zeit, in welcher die Scheikië, die Bewohner von Galfay, von Sennahr, Roseeres und Fassokl noch eigene Herrscher hatten. Aber diese Erinnerung lebt nur noch in dem Gedächtniß Weniger; die eigentliche Geschichte des Ost- und Südahns beginnt mit dem Jahre 1822. Wir wissen in Europa mehr von dem frühern Zustand jener Länder, als ihre Bewohner selbst. Eigentliche Gelehrte lebten früher unter ihnen nicht, und wenn man noch heut zu Tage einem im Munde des Volkes sehr berühmten Fakhi begegnet, so findet man, daß sich dessen ganzes Wissen nur auf eine ziemlich unvollständige Auslegung des Koran beschränkt.

Vom Jahre 1820 und 1821 an aber lebt die Geschichte in Aller Mund. Mit Schauern gedenkt man noch heute der Schlacht bei Korti. Dort war es, wo die Scheikië mit ihren Lanzen und Schildern zum ersten Male den Bajonetten und Geschützen der Feinde entgegen traten <sup>1)</sup>. Die Frauen waren hinausgezogen mit ihren Kindern, um die Männer durch gellenden Schlachtruf zum verzweifeltsten Kampfe anzufeuern. Auf den Armen hielten sie ihre Kinder empor; liebevoll beschworen sie die Väter, ihr Theuerstes vor schwachvoller Knechtschaft zu bewahren. Tod und Verderben schleuderten die feuersprühenden Geschütze in die Haufen der Angreifer, und obgleich das tapfere Volk die Kanonen erreichte, obgleich man noch heute an den blanken Geschützröhren die Lücken sehen kann, welche ihre Schwertstreiche in sie gezeichnet, war es nicht die Tapferkeit, sondern die Ueberlegenheit der Waffen, welche den Sieg entschied. Die braunen Männer wandten sich zur Flucht. Ein Wehegeschrei der Weiber übertönte das Kampfgebrüll, Verzweiflung erfaßte sie, und Hunderte stürzten sich mit ihren Kindern in die braunen Fluthen des Nil.

Nur noch einmal erhob sich das edle Volk zur letzten Gegenwehr. Der kühne Melik el Nimmer, zu deutsch der Tigerkönig zu Schendi,

<sup>1)</sup> Pallme verdanken wir eine sehr lebendige Schilderung dieses verzweifeltsten Kampfes der Kordofaner gegen die Türken (Beschreibung von Kordofan. Stuttgart 1843. S. 8—10).

versammelte sein Volk. Man verbrannte den getäuschten Sohn des alten Mahammed=Ali Ismaël=Pascha im October 1822 in Schendi mit funfzig seiner Officiere<sup>1)</sup>. Die Tarabuka (Trommel, hier Kriegstrommel) ertönte von Dorf zu Dorf. Jeder waffenfähige Mann ergriff seine Waffen, die Weiber sahe man Asche und Sand in die fettgetränkten Haare gestreut, mit entblößten Busen, nur um die Lenden geschürzt, die Feinde verfolgend. Schendi und Metämme, jene zwei Nachbarstädte Nubiens, waren bald von den Feinden befreit. Nur wenige entkamen auf ihren Schiffen, um dem in Kordofan weilenden Mahammed=Beï el Desterdahr die grauenvolle Nachricht zu bringen.

Die Nubier rüsteten sich mit aller Macht, und zerstörten die festen Schlöffer der Türken zu Schendi und Metämme, bis auf wenige Mauern, an denen heute noch, wie auf dem Felsenschlosse Saïs in Unternubien, dunkle Blutflecken die Begebenheiten jener Tage bezeugen. Mahammed=Beï erschien und siegte. Das früher freie und stolze Volk der Scheikië hörte auf ein Volk zu sein. Tausende fielen den Manen Ismaël=Pascha's zum Opfer. Die Häuser der Gemordeten verfielen; Schendi und Metämme verödeten, die Felder blieben unbebaut, der Sand der Wüste bedeckte das frühere Culturland<sup>2)</sup>.

Der Sieger wandte sich unaufhaltsam dem Süden zu. Vom obern Laufe des blauen Flusses brachten die Sklavenhändler Goldringe, vom Bahyr el Abiad Elfenbein in großer Menge und von vorzüglicher Güte mit sich. Sie erzählten, daß die Sudahnesinnen<sup>3)</sup> schwere Goldringe in der Nase trügen, daß der König der Fungi eine Seriuba (Umzäunung)<sup>4)</sup> von Elephantenzähnen um seinen Palast angelegt habe,

<sup>1)</sup> Ruppell, Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. Frankfurt 1829. S. 110—111. Cailliaud, Voyage à Meroë III, 336. G.

<sup>2)</sup> Ruffegger II, 1. S. 498. G.

<sup>3)</sup> Die Central=Afrikaner beschränken den Namen Sudän auf Haússa (Claperton bei Denham II, 63); in Egypten und Nubien nennt man dagegen, wie schon Browne berichtete, alle Länder mit Bewohnern von schwarzer Hautfarbe Sudan (Soudän in Arabic corresponds to our Nigritia merely general words for the country of blacks. Travels 196). So braucht auch Abulfeda das Wort zur Bezeichnung aller Länder im Süden der großen Wüste (Uebers. von Reinaud II. 1. S. 205); andrerseits heißt schon Nubien in der egyptischen Staatsprache Sudan (Ruffegger II, 2. S. 9). G.

<sup>4)</sup> سراج; Wurzel; سراج bedeutet ebenso wohl das Umzäunte, als auch das Umzäunende. B.

wie man sich heut zu Tage dasselbe vom Könige Dahr-Fuhrs erzählt. Die Zahl der Kameele und Rinder, welche die tropischen Wälder der beiden großen Flüsse des Sudahn erzeugten, hielten sie für unschätzbar. Das lockte den Sieger, dessen Habsucht mit seiner Grausamkeit Hand in Hand ging. Er entthronte den König von Galfai und besiegte den der Fungi. Die Provinz Kordofan war bereits dem milden Scepter Dahr-Fuhrs entrisen worden<sup>1)</sup>. Aber noch weiter im Süden winkte die Golderde<sup>2)</sup>. Roseeres wurde erreicht. Das Gold wurde noch südlicher gegraben. Weiter vorzugehen war nicht rathsam. Man war schon zu weit von Egypten entfernt und mußte sich erst einen festen Punkt sichern. Die Wahl dieses Ortes war äußerst glücklich.

Da, wo sich der blaue Fluß mit dem weißen Flusse vereinigt<sup>3)</sup>, um mit ihm den mächtigen Nil zu bilden, lag ein kleines Dorf: Charthum. Hier sollte die Hauptstadt des eroberten Landes gegründet werden. Im Jahre 1823 erbauete man die ersten Logguls oder Tokhuls für die Soldaten ein wenig oberhalb dieses Ortes dicht am blauen Flusse. Eine Hütte reihete sich an die andere, das Belled oder Kaffr erwuchs zum Bander. Häufige Feuersbrünste zerstörten die Strohhütten, sie wurden deshalb durch Tanakha ersetzt. Man legte eine Wohnung für den Gouverneur und Gefängnisse an; dann

<sup>1)</sup> Die Herrschaft über Kordofan scheint von jeher bis in die neuere Zeit Gegenstand des Streites zwischen den Regenten von Sennar und Dar-Fur gewesen zu sein. Durch Bruce wissen wir, daß noch zu seiner Zeit, im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, Kordofan eine Provinz des alten nubischen Reichs Sennar bildete (Travels to discover the source of the Nile Sec. Ed. by Murray. Edinburgh. 1805. VI, 390), wegegen im Beginn dieses Jahrhunderts das Land unter Dar-Fur kam, als der Häuptling (Melek) Musafem seine aus dem Volke der Gondjaren genommenen Truppen nach Kordofan führte. Unter Dar-Furs Herrschaft blieb dieses Land bis zur türkischen Occupation (Ruffegger II, 1. S. 139, 351).

<sup>2)</sup> Between the Nile and the Bahar el Aice (dem Fluß von Gleis oder dem Bahr-el Abiad, weißen Nil) is the country of gold. It is south from Sennaar and west from Habesh. This is properly the country of the Funge. Bruce. Sec. Ed. VII, 87. ☉

<sup>3)</sup> In 15° 41' 25" nördl. Br. nach der Bestimmung des Herzogs Wilhelm von Württemberg (Werne Lafa, Baja und Beni Amer. Stuttgart 1851. S. 13) oder in 15° 37' 10" nach Letorze (Cailliaud Voyage à Meroë II, 203) oder endlich im 15° 34' nördl. Br. 31° 30' 58" D. Gr. nach Linant (Journal of the Geogr. Soc. of London. II, 171). ☉

errichtete man einen Bazar und gründete die Moschee. Spätere Umänderungen und Neubauten gaben dem Bander Charthum seine heutige Gestalt und erhoben ihn zur Medihne. Das ist der Gang der Entstehung der heutigen Hauptstadt Ostjudahns<sup>1)</sup>.

Von hier aus wurden nun weitere Streif- und Eroberungszüge unternommen. Das zwischen dem rothen Meere und dem blauen Flusse, zwischen der Nordgrenze Abyssiniens und dem Atbara gelegene Belled Takha wurde unterjocht, ebenso die hoch oben am blauen Flusse, zwischen dem 13. und 10. Grade nördl. Br. liegenden Länder Fassokl und Khassahn; aber weder hier, noch da ist die Unterwerfung eine vollständige geworden. Häufige Empörungen, fortwährende Unruhen belästigen die Herrscher Sudahns noch heut zu Tage. Vor Allem ist Khassahn mit seinen Goldbergwerken<sup>2)</sup> das Botany-Bai Egyptens (wenigstens war es dies unter der Regierung des zum Wohle des Landes gestorbenen Abahs-Bascha) durch das den Weg dahin beherrschende Gebirge Labi<sup>3)</sup> ein stets gefährdeter Besitz der egyptischen Regierung. Die freien Neger des Gebirges, über zweitausend streitbare Männer stark, sind durch die Bollwerke der Natur und die Unmöglichkeit einer größern Machtentfaltung unbesiegbare Feinde der Türken und zugleich die grausamsten, gefürchtetsten Wegelagerer, fürchtbar tapfer, kühn, beutelustig und rachsüchtig. Ihr Gebirge ist ihre Stärke und mehr, als die vergifteten Pfeile, das Verderben ihrer Feinde. Sie fallen die oft von zweihundert Negerkriegern begleiteten Karavancen an, stürzen sich offenen Auges in die Bajonette derselben und bestreuen die durch die Kugel gerissene Wunde mit glühender Erde. Gegen solche Feinde vermag die Regierung Nichts auszurichten. Sie werden sich eben so gut, wie die Schilluk und Dinka am weißen Flusse, ihre Freiheit zu bewahren wissen, und sind und bleiben die gefährlichsten Grenznachbarn der Provinz, die wir Ost-Sudahn nennen, ohne ihre eigentliche Grenze angeben zu können.

<sup>1)</sup> Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der berühmte Reisende Professor Ehrenberg, als er sich in dieser Gegend befand, den des Festungsbauwes vollkommen unkundigen Türken den Plan zu ihrem ersten Festungswerke entwarf und denselben unter seiner Leitung zur Ausführung brachte. G.

<sup>2)</sup> Ruffegger II, 596—598, 745—746. G.

<sup>3)</sup> Ruffegger schätzt die höchsten Kuppen des Labigebirges zu 2500 F. Höhe. a. a. D. II, 692. G.

Führen wir die einzelnen Länder — nach dem Begriffe Belled — welche von Charthum aus beherrscht werden, einzeln namentlich auf, so sind es folgende: Battn el hadjar bis zum Anfange des großen Katarakts von Wadi-Halsa; Dahr el Sukoh, Dahr el Mah-haß, Dahr Dongola, Dahr el Scheifië, Dahr Robathat, Dahr Berber, Dahr Schendi, Dahr Halsaï, Kordofahn, el Djesihre, d. i. das zwischen den beiden Flüssen liegende Insel-Land —, Dahr Sennahr, Belled Tahka, Kosserees, Dahr Fassokl und Khassahn. Man sieht ein, daß die Lage der Hauptstadt dieser bedeutenden Provinz so günstig ist, als sie nur sein kann.

Die Stadt El Charthum, wie ich der arabischen Aussprache gemäß (الخرطوم) statt Chardum, Chartum, Kardum und Khartoum schreibe, liegt nach Ruffegger 1431 pariser Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres <sup>1)</sup>. Sie ist dicht an das linke Ufer des blauen Flusses gebaut und nur durch Gärten — aber nicht überall — von diesem getrennt. Von ihrem Mittelpunkt braucht man, um bis zu dem rechten Ufer des weißen Flusses zu gelangen, eine halbe Stunde. Bei hohem Wasserstande bespülen jedoch auch die Fluthen des weißen Flusses den um die letzten Häuser der Stadt gezogenen Erdwall.

Wenn man sich der Stadt vom weißen Fluß aus nähert, bietet sie nicht gerade einen erfreulichen Anblick. Man hat vor sich eine sterile Sandebene, ohne Gebirge oder Höhenzüge, spärlich bebauet, ohne Bäume und Gestrüpp; inmitten Charthum, eine einförmige, schmutzig graue, nur von einem Minaret ein wenig überragte Häusermasse, ohne alle und jede Abwechslung. Links im blauen Flusse liegt die Insel Buri mit wenigen Bäumen und dem hinter den Dünen fast versteckten Tokhuldorfe gleichen Namens; weiter östlich sieht man die öde Chala <sup>2)</sup>, wie der Araber seine Steppe oder Savanne nennt, hier nur mit wenigem Baumschlage; südöstlich zwei freundliche, unter duf-tigen Mimosen versteckte Dörfer; südlich Nichts als Sand und einzelne Büsche; westlich den breiten Spiegel des weißen Flusses und seine tropischen Wälder. Nach Norden zu schließen die Gebirge von Kerreri den Prospect. Dieser Gebirgszug bildet die Grenze (der Geographen)

<sup>1)</sup> Reisen II, 2, 691, 773. II, 3, 142.

<sup>2)</sup> Ruffegger II, 2, S. 93.

mit Nubien. Nach arabischen Begriffen scheiden erst die Gebirge von Nherri<sup>1)</sup> beide Länder; nach denen der Regierung aber wird, wie wir gesehen haben, noch mehr als die Hälfte Nubiens zu dem Paschalik el sudahn gerechnet.

Da die Straßen der Stadt noch keine bestimmten Namen führen, kann ich nur sagen, daß man zu der von Westen dem Markt zuführenden Gasse die Stadt betritt. Während der Regenzeit ist auch sie, trotz des hier stattfindenden sehr lebhaften Verkehrs, eine ununterbrochene Reihe von Pfügen und Rothhausen. Die Hitze und der Gestank zwischen den engen Lehmmauern sind zu jeder Jahreszeit über alle Begriffe civilisirter Menschen erhaben. Von den Häusern sieht man von hier aus nur die Thüren. Alles Uebrige ist hinter den Mauern versteckt. Hiervon machen nur wenige Häuser in sofern eine Ausnahme, daß einige Schibabihk oder Fensteröffnungen nach der Straße herausgehen, selbstverständlich nur die des Hausherrn.

Man gelangt durch diese Straße, wie durch fast alle übrigen, nach dem Markte. Er enthält die aus Ziegelsteinen erbaute Moschee, die Basars und den Galgen. Mehrere Kaffeehäuser, Garküchen und eine Branntweiboutique befinden sich ebenfalls hier. Doch davon später, da wir den Markt als Mittelpunkt des geselligen und merkantilschen Lebens ausführlicher betrachten müssen.

Charthum zeigt in seiner heutigen Anlage recht deutlich den Gang seiner Entstehung. Anfangs stand es Jedem, der sich anbauen wollte, vollkommen frei, sich einen Bauplatz auszusuchen, so groß er ihn haben wollte, um ihn ganz nach seinem Gutdünken zu benutzen. Man findet deshalb in Charthum mitten in der Stadt noch große Gärten, in denen sogar noch in großer Ausdehnung Feldfrüchte, z. B. Weizen, gebauet werden. Diese Gärten geben mit ihren Palmengruppen und Citronenhainen der Stadt etwas wohlthuend Frisches. Um so unangenehmer ist eine andere Eigenthümlichkeit der Hauptstadt, nämlich die der großen Teiche, welche sich während der Regenzeit in mehreren Vertiefungen bilden. Sie sind nach dem ersten Regen wie durch Zauber Schlag mit Tausenden kleiner, aber sehr lautstimmiger Frösche bevölkert,

<sup>1)</sup> Das Gebirge von Nherri, gewöhnlich Gerry von den Europäern genannt, lehrt zuerst Bruce Sec. Ed. VI, 426 kennen, aber ausführlicher beschrieb es Ruffegger II, 1. S. 508—510 und ebendort S. 615—616.

deren Gequale die ganze Nacht hindurch ununterbrochen fort dauert. Die Ausdünstungen dieser Teiche sind eine Quelle der gefährlichsten Krankheiten, und obgleich Latief-Pascha Viel gethan hat, diesem Uebelstande abzuhelfen, sind sie doch noch in allen Theilen der Stadt vorhanden.

Eigentlich kennt man in Charthum nur eine Hauptstraße. Es ist die, welche von der Hofmoderie oder der Amtswohnung des Generalgouverneurs nach dem Markte und von da dem weißen Flusse zuführt. Die übrigen Gassen sind mit wenigen Ausnahmen schmal, laufen krumm und wirr durcheinander, verbinden sich durch kleine Quergäßchen und führen entweder nach den Märkten oder gegen einen der beiden Flüsse hin.

Jede größere Wohnung, und zwar vorzugsweise die von einem Türken, Kopten oder reichen Araber angelegte, bildet ein abgeschlossenes Ganze. Sie enthält gewöhnlich zwei von einander getrennte Theile: die Wohnungen des männlichen und die des weiblichen Personals eines Hauses oder wie man in Egypten sagt, den Diwahn und den Harahm. Ich bewohnte eines dieser Häuser, das etwa 60 Schritte breit und 40 Schritte tief war; der dazu gehörende hinter dem Hause gelegene Garten hatte bei 100 Schritt Tiefe, wie das Haus, 40 Schritt Breite. Es bestand aus vielen Pödeen, da es zugleich die Wohnungen der Sklaven und Diener, Magazine, Remisen, Stallungen, Reinigungskabinette einschloß. Zwei Höfe, ein innerer und äußerer, befanden sich in dem Gebäude. Weit einfacher sind die Wohnungen der Eingeborenen. Sie gleichen denen der ägyptischen Soldatenfrauen, sind aber höher und besser, als diese. Die ganze Wohnung ist ein viereckiger, von Mauern umschlossener, überdachter Raum mit einer einzigen Oeffnung der Thür. Das Material zu diesen Häusern (von den Suhdanesen Tantha, plur Tanatha [تانتا] genannt), ist dasselbe, wie bei denen der Reichen und Bornehmen, ein zu viereckigen Stücken geformter, an der Sonne getrockneter Lehm, sogenannte Luftsteine, durch flüssigen Lehmbrei verbunden und überschmiert. Zur Abwehr gegen den Regen wird das ganze Haus von Außen noch mit einer dickbreiigen Mischung von Lehm, Spreu und Rindermist überzogen.

Der Bau der Mauern eines Gebäudes geht schnell von Statten. Das nothwendige Material wird gewöhnlich, so nahe als möglich, neben

den Häusern gegraben und geformt. In der Hitze der Tropen trocknen die kleinen Luftsteine sehr schnell. Man kann schon wenige Tage nach Formung des Schlammes oder Lehms zum Bauen schreiten. Die Vornehmen dengen sich Werkleute, die Armen bitten sich ihre Nachbarn zu Hilfe und bauen sich ihre Tanka. Sie ist im Verhältniß des Wohlstandes hoch oder niedrig, jedoch immer nach denselben Regeln angelegt.

Mit Ausnahme von wenigen, durch die Europäer neuerdings errichteten Gebäude, sind alle Häuser Charthums einstöckig und mit plattem Dache bedeckt. Dieses ist derjenige Theil des Hauses, auf welchen die meiste Sorgfalt verwendet werden muß. Er ruht zuerst auf einer Unterlage von ziemlich starken Balken aus Mimosenholz, welche man, etwa  $1\frac{1}{2}$ —2' von einander entfernt, in die Wände einmauert. Auf diese Balken werden dünne, dicht an einander gereihete Stäbe gelegt, welche von den Eingeborenen *Nassa* genannt und weit herbeigeschafft werden. Es sind junge Sprößlinge verschiedener Holzarten der Urwälder. Sie tragen doppelt über einander gelegte, sorgfältig geflochtene Matten aus Palmenblattfasern. Jetzt erst folgt die eigentliche, wasserdichte Bedachung, die aus einer mehrere Zoll dicken, festgestampften Lehm-schicht besteht. Letzte wird als ein dickflüssiger Brei aufgetragen, geglättet und ebenfalls stark mit Rindermist bestrichen. Das Dach ist von den erhöhten Mauern des Hauses eingefast, wenig geneigt und besitzt auf der tiefsten Seite mehrere Abzugskanäle, die in hölzernen Traufeisen endigen.

Leider ist die Construction eines solchen Daches noch sehr mangelhaft, und man sieht deshalb nach jedem Gewitterregen die Einwohner beschäftigt, ihre Dächer wieder auszubessern; oft kommt es sogar vor, daß sich die Abzugskanäle durch den aufgeweichten Schlamm des Daches verstopfen. Dann bildet sich eine Lache auf dem Dache, welche dasselbe so erweicht, daß das Wasser in das Innere eindringt und zuweilen den Einsturz des ganzen Gebäudes herbeiführt. Auf diese Weise sind in Charthum schon viele Menschen erschlagen worden, unter andern ein italienischer Arzt. Deshalb ist man auch genöthigt, während eines Gewitters seine Sachen in Kisten zu verpacken und wird durch das durchbrechende Wasser des Daches oft genug aus dem Zimmer vertrieben.

Das Innere der Häuser gleicht dem Aeußern. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, ebenso der um anderthalb Fuß über denselben erhöhte Diwan<sup>1)</sup>, auf welchen man später Matten oder Sitzpolster legt. Die vier nackten, etwas geglätteten Lehmwände haben selten eine besondere Verschönerung aufzuweisen; nur in wenigen Häusern sind sie außer der Rindermistkruste auch noch mit Weißkalk getüncht worden. Mauerlöcher bilden die Fenster, vor denen man weite oder enge Gitter befestigt hat; die Thüren ähneln ihnen und können nur in manchen Gebäuden geschlossen werden. Man findet im ganzen Hause weder Schloß und Riegel, noch Bänder und anderes Eisenwerk. Selbst die in Egypten gebrauchten Holzschlösser sind selten. Alle Zimmer gleichen mehr Viehställen, als menschlichen Wohnungen.

In der Nähe des Marktes sieht man bessere Häuser, als in den andern Stadttheilen. Die Zimmer sind höher und kühler, reinlicher und verschließbar. Auch haben mehrere Europäer und Türken ihre Wohnungen nach egyptischen Vorbildern verbessert, obgleich sie den in Sudahn gebräuchlichen Grundrissen treu geblieben sind. Im Hause eines Franzosen fand man sogar Glasfenster und Estrichfußboden; an den geweißten Wänden hingen Bilder und als große Seltenheit Spiegel. Ein ähnlicher Luxus war sonst nur noch im Hause des Generalgouverneurs bemerklich.

In die schlimmste Verlegenheit kommen in Charthum die Neuangekommnen in Bezug auf Wohnungen, indem, wenn ein Fremder seine erste Wohnung miethet, er regelmäßig das schlechteste Haus bekommt, weil die bessern Gebäude schon an länger Ansässige verdingt sind. Hier muß er sich nun so gut, wie möglich, selbst einrichten, denn der Hausherr bietet seinem Miethsmann außer den vier nackten Wänden gar Nichts. Zuerst gilt es, das Haus von dem innewohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunklern Orte beherbergen zumal während der Regenzeit Scorpionen, Taranteln, Vipern, häßliche Eidechsen, Hornissen und andere schlimme Gäste. Man darf Abends nie ohne Licht ein Zimmer betreten, weil sonst die zu dieser Zeit lebendige Schaar leicht gefährlich werden könnte. Ich trat einmal in einem dunkeln Gange auf eine sehr giftige Viper, welche aber zum Glück gerade

<sup>1)</sup> Hier befindet sich die sich an der Wand hingiehende breite Ottomane. B.

beschäftigt war, ein von ihr getödtetes, harmloses Schwalbenpaar zu verschlingen und nicht beißen konnte. An große Spinnen und Scorpionen gewöhnt man sich so, daß man die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nie veräußt. Nächtlich lebende Eidechsen, welche mit ihren Klebefingern an der Decke hin und her spazieren und Fliegen fangen, werden wegen ihres Nutzens und ihrer unschuldigen Lebendigkeit Einem zuletzt lieb und werth; man freut sich, wenn man ihr gek, gek — den Ruf, wegen dessen sie Gekonon genannt werden — hört. Um so unangenehmer sind die lustigen Insekten. Die offenen Fensterlöcher gewähren bei Tage einer hungrigen Schaar von Fliegen und Wespen, Nachts unzählbaren Haufen summender, blutdürstiger Musquitos freien Eingang. Diese Quälgeister peinigen den Schläfer bei Nacht eben so sehr, als die Fliegen, Wespen und Hornissen den Wachenden bei Tage. Man weiß sich vor ihnen gar nicht zu schützen. Dabei pfeift der Wind ganz nach Belieben durch diese Räume, die wir „Zimmer“ nennen müssen, hindurch und wirft von Außen Sand und Staub durch sie herein. Die in den meist niedrigen Räumen gewöhnlich herrschende große Hitze muß erst durch öfteres Sprengen mit Wasser etwas beseitigt werden. Falls man nicht alles zum Wohlbefinden Unentbehrliche von Egypten mitgebracht hat, ist man genöthigt, dasselbe zu sehr hohen Preisen auf dem Basar zu kaufen. Aber auch bei der bestmöglichen Einrichtung eines Charthumer Hauses entbehrt man noch immer sehr viel und thut wohl, wenn man das halb wilde Leben der Sudahnesen anzunehmen versucht.

Charthum ist arm an öffentlichen Gebäuden. Eigentlich kann man nur die Amtswohnung des Generalgouverneurs der vereinigten Königreiche, die des Modirs oder Gouverneurs der Provinz Charthum, ein Lazareth und eine Kaserne, ein Pulvermagazin, die Moschee und den Basar öffentliche Gebäude nennen. Sie wurden von der Regierung nach und nach erbaut und erfüllen zum Theil ihren Zweck vollkommen. Will man auch noch einige Privatanstalten unter die öffentlichen Gebäude rechnen, so muß ich noch der koptischen und katholischen Kapelle und einer christlichen Schule Erwähnung thun. Die erste Kapelle ist Besizthum der Kopten, die letzte ist, wie auch die Schule, von der uns bekannten Mission errichtet worden.

Die Wohnung des Generalgouverneurs (Hofmodah) von Su-

dahn nennt man die Hofmoderie. Sie liegt im östlichen Theile der Stadt dicht am blauen Flusse und hat einen großen freien Platz vor sich, welcher keinen besondern Namen führt. Unter der Regierung Latief-Pascha's (1850—1852) wurde das Gebäude sehr verschönert und vergrößert. Früher war es, wie die übrigen Häuser Charthums aus Lehm gebauet; jetzt sind die Erdwände durch solide Ziegelmauern ersetzt worden. Die Hofmoderie enthält den Empfangssaal oder Diwan des Pascha, die Arbeitszimmer seiner Beamten und Wohnzimmer seiner Bedienten, das Archiv, mehrere Staatsgefängnisse, eine starke Wache und den besonders abgeschlossenen, sehr zweckmäßig und dauerhaft erbauten, für den Sudahn kostbar ausgestatteten Harahm. Neben an liegt ein fruchtbarer, gut gehaltener Garten.

Die Amtswohnung des Statthalters der Provinz Charthum oder die Moderie liegt im Mittelpunkte der Stadt nahe am Markte, ist höchst baufällig und mangelhaft und enthält den Diwan des Modirs, die Bureau der Verwaltung, die Schatzkammer des Sudahn (el Hesne), viele Gefängnisse für Verbrecher und ebenfalls eine starke Militärwache. Der Harahm des Beis befindet sich in dessen Privat-hause.

Durch die Bemühungen rechtlicher europäischer Aerzte ist das Lazareth jetzt so eingerichtet worden, daß der Kranke nicht mehr zu klagen nöthig hat. Die Krankensäle sind reinlich, hoch und lustig, die Pflege ist erträglich und die ärztliche Behandlung ziemlich gut, wenigstens werden jetzt keine Quacksalber und Pfuscher mehr geduldet. Leider kann man die Kaserne dem Lazareth nicht zur Seite stellen; sie ist jedenfalls unter allen öffentlichen Gebäuden das erbärmlichste und besteht aus mehreren, von einer hohen Mauer umschlossenen, aber von einander getrennten Höfen, an deren Wänden sich kleine Höhlen befinden. Diese ähneln unseren Schweinställen in ihrem Aeußern und Innern und sind für die armen Soldaten und deren Familien bestimmt. Auch in Egypten sind die Kasernen schlecht, aber immer noch Paläste gegen die in Sudahn.

Wie in allen mahomedanischen Städten ist auch in Charthum der Markt der Centralpunkt des geselligen Lebens und deshalb mit Sorgfalt angelegt. Er enthält hier die Moschee und mehrere Basare. Erste ist aus Ziegelsteinen erbauet worden und hat ein recht freund-

liches Ansehen, obgleich ihre Bauart sehr einfach ist. Das Minaret erscheint aus Lehm zusammengeklebt und ganz geschmacklos. In ihrer Nähe liegen zwei ziemlich bedeutende Kaufhallen, von denen die eine ebenfalls aus Backsteinen erbauet und zweckmäßig eingerichtet ist. Das Gebäude ist über hundert Ellen lang und mit zwei gewölbten wohlverschließbaren Eingängen versehen. Von dem einen Eingange zum andern führt ein breiter Weg, an dessen beiden Seiten sich vierundzwanzig Kaufläden befinden, von einander abgefonderte, freie und etwas erhöhte Plätze, auf denen die Kaufgegenstände ausgelegt werden. Nachts hebt man die Waaren in kleinen Magazinen auf, welche sich hinter den Läden befinden. Die Halle wird durch Oberlicht erleuchtet, Nachts verschlossen und von einem vereideten Wächter gehütet, der sein Lager in ihr aufschlägt. In diesem Basar findet man die theuersten und mehrere für die Türken und Europäer von Egypten eingeführte Waaren. Die zweite Halle steht ihm an solider Ausföhrung und bequemer Anlage der Kaufläden bedeutend nach, denn diese haben dort nur acht Fuß Breite, Höhe und Tiefe, weshalb jedes Plätzchen mit Waaren überhäuft ist. Aber der arabische Kaufmann braucht, um in seiner Bude mit untergeschlagenen Beinen sitzen zu können, nur wenig Platz und weiß aus den unordentlich im Laden durcheinander liegenden Gegenständen geschickt das Gewünschte herauszufinden. Ueber den einzelnen Buden sieht man oft den Namen des Besitzers oder Sprüche aus dem Khorahn in mächtiger Frakturschrift (arabisch Sullus genannt) mit bunt ausgemalten Lettern prangen. Andere verzieren ihre Buden mit Gemälden, welche von der Hand arabischer Künstler herrühren, gewöhnlich Löwen, Pferde und andere, zuweilen einer höchst überspannten Phantasie angehörige Thiere darstellen, kaum zu erkennen und unter aller Kritik ausgeführt sind.

Zwischen beiden Kaufhallen liegt der Brodmarkt der Stadt. Hier sitzen die aus Egypten eingewanderten Bäcker unter großen Sonnenschirmen und bieten ganz vortreffliches Weizenbrod feil, während die Sudahnesinnen kleine Durrakhuchen und größere Durrakhladen zum Bedarf ihrer Landsleute dort verkaufen. An den Brodmarkt reiht sich der Milch-, Frucht- und Gemüsemarkt, in dessen Mitte sich ein fatales Gerüst, der Galgen, erhebt. Es hat etwas Schauerliches, wenn sich hier die Menschen kaufend herumtreiben, zumal wenn der

Galgen behangen ist, was die Gärtner und Butterweiber keineswegs in ihren Geschäften stört.

Von hier aus kann man über den Getreidemarkt nach dem Tabaksmarkte gehen, welcher wiederum mit dem Fett- oder Futtermarkte in Verbindung steht. Auf dem ersten sieht man Weizen- und Durrahhaufen auf der bloßen Erde liegen; den Tabak kauft man in einer engen Straße, in welcher der Staub des trockenen Tabaks die ganze Luft erfüllt, und wo in engen schuppenartigen Buden die Verkäufer sitzen. Auf dem Fettmarkt findet man Rinder- und Schöpfsentalg zur Anfertigung der Tella, von deren Gebrauch ich weiter hinten sprechen werde, und auf dem Futtermarkt Heu, Stroh, Durrahstängel und anderes Viehfutter.

Eine ganz besondere Annehmlichkeit Charthums sind die Gärten am Ufer des blauen Flusses. Ihr lebhaftes Grün erfreut das durch die öde Umgebung der Stadt niedergedrückte Gemüth, und ihre Früchte sind bei der Fruchtlosigkeit der innerafrikanischen Holzarten oft ein erwünschtes Labfal. In diesen Gärten gedeihen noch Weintrauben, Limonen oder Citronen von der Größe der Wallnüsse, Granatäpfel, Feigen, Kaktus oder Stachelfeigen, Bananen und die ananasartigen Früchte eines Baumes, Khischta genannt, von köstlich aromatischem Geschmack. Außerdem zieht man hier Gemüse, als: Muluchie, ein niederes, unserer Pfeffermünze an Gestalt ähnliches, wie Spinat schmeckendes Kraut<sup>1)</sup>; Bamie, die schleimige Frucht eines auch in der Steppe wildwachsenden, und dort unter dem Namen Uëka bekannten Strauchs<sup>2)</sup>; Bitingahn iswid und Bitingahn achmar, schwarze und rothe Liebesäpfel; Kholatsch, ein breitblättriges Zwiebelgewächs, dessen Zwiebeln geröstet den Kartoffeln ähnlich schmecken; Ridgle, Salat; Lubie, Bohnen<sup>3)</sup> und Bassal, Zwiebeln. Die Dattelpalme hat hier ihre südlichste Grenze erreicht, und liefert, wenn sie auch zu schönen Stämmen erwächst, keine guten Früchte mehr. Einzige Gärten sind so geräumig, daß man in ihnen Weizen baut. Bei

1) *Corchorius olitorius*.

G.

2) *Hibiscus esculentus*. Im südlichen Nubien oder in Sennaar ist, wie Bruce sagt (2. Ed VI, 413), die Bamie ein Hauptnahrungsmittel der Landesbewohner.

G.

3) *Dolichos lubia* Forskäl.

G.

gut unterhaltener Bewässerung hat man auf einem und demselben Stücke schon viermal im Jahre Weizen geerntet; so groß ist die Fruchtbarkeit und lebenbeschleunigende Wärme dieser Gegend.

Der Ackerbau spielt, eben so wie die Thierzucht, in der Nähe Charthums eine sehr untergeordnete Rolle. Man schafft die nothwendigen Lebensmittel in so großer Menge herbei, daß die Preise derselben sehr niedrig sind, und man in der That nicht nöthig hat, in dieser Gegend selbst große Sorgfalt auf ihre Erzeugung zu verwenden. Nur die Melonen werden mit großer Sorgfalt gezogen, geben aber auch einen sehr reichen Ertrag. Während der trockenen Jahreszeit baut man sie auf den im blauen Fluß entstehenden Sandinseln, bei der Regenzeit einzeln in den Gärten. Sie werden so billig, daß man für zwanzig Para oder einen Silbergroschen sehr schöne Wassermelonen (arabisch Badiach) und für die Hälfte dieser Summe eben so große Zuckermelonen (Khauihn) kaufen kann. Obgleich sie den egyptischen Melonen an Güte nachstehen, sind sie doch immer noch recht genießbar. Mit den Melonen pflanzt man noch Gurken von geringer Güte und unbedeutender Größe. Sonst sieht man in der Nähe Charthums auch Gerste und Bohnen, Durrah und Dochen auf den Feldern, jedoch werden die letzten Getreidearten in weit größerer Ausdehnung in der Steppe gebauet, worauf ich zurückkommen werde.

Die Bevölkerung der Stadt Charthum ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, wenn gleich nicht so bunt gemischt, als in Kairo. Man kann die Gesamtzahl der Bewohner auf 20,000 bis 25,000 Seelen anschlagen, wovon vielleicht 3000 auf das Negermilitair kommen. Wir finden in Charthum Türken, Europäer, Griechen<sup>1)</sup>, Juden, Egypter, Nubier, Sudahnesen, Abessinier, Gallas, und vier oder fünf verschiedene Negervölker, als z. B. Dahr-Fuhr-Neger, Schilluk, Dinkha, Neger aus Takhele<sup>2)</sup> und vom obern Laufe des blauen Flusses u. s. w.

<sup>1)</sup> Die Griechen werden in der Levante nicht zu den Europäern gezählt; es würde sich sogar jeder länger in Egypten ansässige Europäer beleidigt fühlen, wollte man einen Griechen ihu gleichstellen. Es wird sogar ausdrücklich bemerkt, daß irgend Jemand ein Grieche und kein Europäer sei. In ganz Nord-Ost-Afrika stehen die Griechen in so schlechtem Rufe, daß sich diese sonderbare Thatsache erklären läßt.

<sup>2)</sup> Takhele, bei Ruffegger (II, 2, 127, 182 u. s. w.) Tegese genannt, ist das Gebirgsland der Nubier im Süden von Kordofan.

Die Türken des Ost=Sudahn sind von ihren Landsleuten wegen ihrer schlechten Sitten verachtet, stehen aber in moralischer Hinsicht noch hoch erhaben über den Europäern Charthums, denn diese sind mit wenigen Ausnahmen der Abschamm ihrer Nationen. Griechen und Juden erscheinen im Sudahn nicht besser oder schlechter, als wo anders; die Egyptianer sind ihren heimischen Sitten und Gebräuchen treu geblieben. Ueber die zuletzt genannten Völkerschaften werde ich mehr zu sagen haben.

Unter den Sudahneseu haben wir alle, jetzt in den Ländern des weißen und blauen Flusses einheimischen braunen Völkerschaften des innern Afrikas zu verstehen. Schon seit mehreren Jahrhunderten haben sich die Ureinwohner des Sudahn, die Fungi, mit den umwohnenden Völkern vermischt, weshalb man von einer reinen Rasse nicht mehr sprechen kann. Gegenwärtig zählt man auch die im Sudahn wohnenden Abessinier und eingewanderten Nubier zu den Sudahneseu, kann aber das Volk in zwei Hauptklassen einteilen: Städte- oder Dörferbewohner und Nomaden. Von den letztern unterscheidet man die Nulahd oder Beni (zu deutsch: Söhne) el Gassanīe, Beni=Djerāhr, Kābābīesch, Bīschāhrī, Bakhārā und andere, welche in Gestalt, Sitten und Gebräuchen mehr oder weniger von einander abweichen, und mit den Bewohnern fester Wohnsitze nicht verwechselt werden können. Alle Sudahneseu sind freigeborene Leute, welche nicht als Sklaven verkauft werden können.

Die Sudahneseu sind durchgehends wohlgebaute Menschen von mittlerer oder hoher Statur, kräftig und im Stande, bedeutende Körperanstrengungen zu ertragen; die Männer sind mit Ausnahme der Gassanīe gewöhnlich schöner, als die Frauen, welche in manchen Stücken z. B. in Charthum geradezu für häßlich gelten. Hierzu trägt hauptsächlich wohl ihre Sitte bei, sich die Lippen blau zu färben, was die Frauen der Nomaden nicht thun. Ihre Kleidung ist mit geringen Veränderungen fast überall dieselbe und sehr einfach. Bei den Männern besteht sie gewöhnlich nur aus kurzen, ziemlich weiten Unterbeinkleidern, Libbahs genannt, welche von der Hüfte an bis zum Knie herabreichen, den Ferdah, einem oft sechszehn Fuß langen und vier Fuß breiten baumwollenen Umschlagetuche von grauer Farbe, mit hochrothen und lebhaft blauen Endstreifen, in welches sie den Körper einhüllen,

einfachen Sandalen und der Takhie, einem dicht auf dem Kopfe liegenden weißen Mützchen aus doppeltem, durch viele parallel laufende Nähte vereinigte Baumwollenzeuge. An dem linken Oberarm tragen sie in der Nähe des Ellenbogen ein kurzes Messer, Sekihn, welches in einer festen Lederscheide steckt und durch eine aus Leder geflochtene Schnur befestigt wird, oft auch mehrere Lederrollen mit Amuletten, Sedjahb. Beides wird von ihnen nie abgelegt, das Messer zum gewöhnlichen Gebrauche oder als Waffe benutzt und das Amulet in hohen Ehren gehalten, obgleich es nur ein mit Khorahnsprüchen beschriebenes Papier ist, welches aber die Macht haben soll, verschiedenen Krankheiten vorzubeugen. Einige tragen an lang herabhängenden Riemen lederne Briestaschen, welche recht zierlich gearbeitet sind, fünf Abtheilungen enthalten und in den Beinkleidern verborgen werden. Hierin bewahren sie sich ihr wenig Geld und wichtige Schriften auf. Das Haar wird von Zeit zu Zeit geschoren, wozu man sich ganz schlechter Barbiermesser bedient, die vorher auf der Sandale gewetzt werden. Nur auf dem Scheitel läßt man die krausen, wolligen Locken mehrere Zoll lang wachsen. Dann und wann sieht man aber auch, wie eine Erscheinung aus alten vergangenen Zeiten, einen Nomaden aus der Gegend des Atbara oder dem Innern der Diesihre, welcher sich in seinem Haarpuß wesentlich von den übrigen Sudahneseu unterscheidet. Er trägt das Haar sechs Zoll lang und krempf es über der Stirn in die Höhe, salbt es reichlich mit Butter, und steckt in dieses krausige Gelock zwei neun Zoll lange, sorgfältig geglättete und schön verzierte Holznadeln, um damit unter den zahlreichen Inzassen seines Hauptes Ruhe herzustellen <sup>1)</sup>. Bis zum Jahre 1850 sahe man die Männer stets mit einer oder zwei acht Fuß langen Lanzen erscheinen. Diese Waffe verließ sie nie und war eben so schnell zum Angriff, als zur Vertheidigung zur Hand. Latief=Pascha verbot das Tragen derselben allen Männern des Sudahn, mit Ausnahme der Nomaden, und hat durch diese anerkennenswerthe Vorsichtsmaßregel häufigen Morden gesteuert. Doch

<sup>1)</sup> Die Araber und Sudahneseu sind sehr mit Läusen geplagt und können sie nie los werden. Bei den Sudahneseu sind die Läuse schwarz, wie die Kopfhaut, auf welcher sie sich aufhalten. Die Wohnungen beherbergen dazu noch viele Wanzen, merkwürdiger Weise aber keine Flöhe. Sobald man die Tropen betritt, verschwinden diese unangenehmen, in Egypten äußerst häufigen Geschöpfe. B.

hat durch den Wegfall der Lanze das Bild des Sudahuesen viel von seinem eigenthümlichen fremdartigen Charakter verloren.

Eben so einfach, als die Kleidung der Männer, ist im Sudahn die Tracht der Frauen. Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung den *Rahhad*, jene, aus mehreren hundert feinen Lederstreifen bestehende Schürze, welche mit Quasten und zur Bezeichnung der Jungfräulichkeit mit Muscheln verziert wird <sup>1)</sup>. Am Tage ihrer Verheirathung vertauschen sie den zierlichen, sehr wohl kleidenden *Rahhad* mit einer Baumwollenschürze. Auch sie besitzen Amulette, befestigen diese aber nicht, wie die Männer am Oberarme, sondern tragen sie an langen Schnüren unter ihrer Schürze auf dem bloßen Körper. Der Aberglaube lehrt sie dieselben als untrügliche Mittel gegen viele Krankheiten, vor Allem gegen Unfruchtbarkeit betrachten. Die *Ferdah* bekleidet auch bei ihnen als letzter Ueberwurf den Körper, wird aber auf andere Art getragen, als bei den Männern. Auch der Stoff ist zu der von den Frauen benutzten *Ferdah* ein anderer, als zu jener. Er ähnelt mehr unserer Gaze und läßt die braune Hautfarbe der Schönen durchschimmern. Man umhüllt mit der *Ferdah* den Körper bis zu den mit Sandalen bekleideten Füßen herab und wickelt mit ihr auch den Kopf so ein, daß nur das nie verschleierte Gesicht von ihr frei bleibt. Die Nase wird mit großen und starken messingenen oder silbernen (früher goldenen) Ringen verziert, und diese geben nebst den blau gefärbten Lippen dem Gesicht etwas so Widerliches, daß man es aus ästhetischen Rücksichten lieber verhüllt sehen möchte. Wie überall suchen auch die Frauen im Sudahn einen gewissen Luxus zu entfalten. Dem zu Folge sind ihre Sandalen weit kostbarer gearbeitet, als die der Männer. Während sich diese mit einfachen, nur anderthalb Groschen unseres Geldes kostenden Ledersohlen begnügen, benutzen jene aus mehreren Stücken zusammengeheftete und mit allerhand Schnörkeln verzierte Sandalen, welche bis zu dem Preise von dreißig Piaſtern oder zwei Thalern preussisch verkauft werden. Das krause Haar wird auf ganz eigenthümliche Art und von besondern Künstlerinnen aufgепuht <sup>2)</sup>. Zuerst

<sup>1)</sup> Ruffegger Reisen II, 1. S. 435. Cailliaud Atlas Tab. 57 fig. 14, 15. G.

<sup>2)</sup> Zu Schendy braucht eine Schöne täglich sogar neun Stunden zu ihrer Haartoilette, wie der englische Reisende Hoffins berichtet (Travels in Ethiopia above the second cataract of the Nile. 4. London 1835. S. 124). Auch der französische Rei-

werden über hundert dünne Zöpfchen geflochten, und diese dann mit arabischem Gummi so gestärkt und vereinigt, daß sie in einzelnen Partien und in drei oder mehr Terrassen vom Haupte abstehen. Nachdem die schwierige Arbeit vollendet ist, beginnt die Salbung des künstlichen Haarbaues. Man nimmt hierzu eine Mischung von Rinderfett und wohlriechenden Substanzen, z. B. Simbil (*Valeriana celtica*), Odogatsch (wohlriechende, harzreiche Braunkohlen) und anderen derartigen Stoffen. Diese Pomade wird so dick aufgetragen, daß sie erst nach und nach durch die Sonnenwärme flüssig gemacht und gehörig verbreitet wird. Dabei tropft das Fett auf Schultern und Nacken herab und wird hier sorgsam in die Haut eingerieben. Anfangs ist der Geruch der Pomade erträglich, wird aber, wenn das Fett nach Verlauf einiger Tage ranzig wird, ganz unleidlich<sup>1)</sup>. Ein solcher Kopfpuz gilt im Sudahn für sehr schön und kostet viel Geld; er wird aber alle Monate auch nur einmal hergerichtet. Die Eitelkeit der Frauen hat auf wahrhaft heroische Mittel gefonnen, ihn möglichst lange im Stande zu halten und gegen Zerstörung zu schützen. Wie in früherer Zeit die Europäerinnen eine Nacht im Lehnstuhl zuzubringen pflegten, um sich das für den folgenden Tag vorbereitete, frisirte Haargelock nicht zu verderben, so berauben sich auch die Sudahneseimen des süßen Schlafes, um einen ähnlichen Zweck zu erreichen. Sie legen nämlich den Nacken beim Schlafen auf kleine, vier Zoll hohe, der Wölbung des Kopfes entsprechend ausgehöhlte Stühlchen von nur anderthalb bis zwei Zoll Breite, und quälen sich auf diesen entsetzlichen Pfählen die Nacht zu verbringen<sup>2)</sup>.

Beide Geschlechter pflegen sich, wie die Nubier und Neger, auch ihren Körper von Zeit zu Zeit mit Fett einzureiben, wozu sie die Tefka, eine der beschriebenen Haarpomade ganz ähnliche Salbe, gebrauchen. Sie schützen dadurch ihre Haut vor dem Brüchig- und Trockenwerden und erhalten sie gelind und geschmeidig. Ich bin von europäischen

sende Combes (Voyage en Egypte, en Nubie, dans le désert de Beyouda, des Bichary. 8. 2 Vol. Paris 1846. II, 16) giebt an, daß die Nubierinnen nicht selbst ihre Haare flechten, sondern deren Anordnung geschickten Friseurinnen überlassen. G.

<sup>1)</sup> Ruffegger II, 1. S. 308, 404. G.

<sup>2)</sup> Nach Hoffins (124) bedienten sich schon die Egyptianerinnen des Alterthums dieser hölzernen Stühlchen, die man oft genug in den Gräbern finden soll. G.

Ärzten, welche sich längere Zeit im Sudahn aufgehalten haben, versichert worden, daß sich sehr bald Hautkrankheiten bei ihnen zeigen, wenn sie das Einreiben mit der Telka unterlassen müssen. Die Neger erhalten durch die Telka eine glänzend schwarze Haut, wie wir sie bei ihnen in Europa nie finden; die Frauen der dunkeln Völkerschaften erweichen durch sie ihre Oberhaut in so hohem Grade, daß diese sehr zart und sammtartig erscheint und der Haut europäischer Schönen nicht nachsteht. Früher war es in vornehmen Häusern des Sudahns allgemeiner Gebrauch, einem geehrten Gaste durch eine schöne Sklavin vor dem Schlafengehen den Körper mit Telka einreiben zu lassen. Leider geht es auch mit der Telka gerade, so wie mit der Haarpomade; sie wird ranzig und stinkt dann entsetzlich. Bekanntlich haben die dunkeln Völker schon an und für sich einen widerlichen, unangenehmen Hautgeruch. Dieser erhält durch den Gestank des ranzigen Fettes einen den Geruchsnerven civilisirter Völker wirklich peinigenden Begleiter und wird so stark, daß er in den von den Sudahnesen getragenen Kleidern Jahre lang haftet. So wird der Rashad, um ihn geschmeidig zu machen, ebenfalls mit Fett eingerieben; ich brachte mehrere Exemplare davon mit nach Deutschland, und diese stinken hier noch.

Obgleich die Sudahnesen durch den nach Unterjochung ihres Heimathlandes gestiegenen Verkehr mit Egypten und anderen ihrer Nachbarstaaten, durch das ihnen fremdartige Regierungs- und Gesetzwesen der türkischen Beherrscher und die sich damit verbindende Einführung fremder Gewohnheiten, viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren haben, so findet der aufmerksame Beobachter in ihren Sitten und Gebräuchen dennoch manches ihnen ganz Eigenthümliche als Ueberbleibsel aus der Regierungszeit der Jungkönige. Leider führt uns, wie schon bemerkt, keine Geschichte in jene für Ost-Sudahn glückliche Zeit zurück, und wir müssen das, was wir noch durch Hörensagen erfahren können, auf Tren und Glauben hinnehmen. Nur einige Nomadenstämme haben sich die patriarchalischen Sitten ihrer Vorfahren bewahrt, aber der Reisende kommt so selten in eines ihrer Lager oder sieht nur so Wenige von ihnen, daß er über sie nichts Genaueres berichten kann.

Der Charakter der Sudahnesen unserer Tage ist der aller noch halbwildden, aber durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Religion

schon mehr oder weniger veredelten Völkerschaften. Man kann, wenn man die Licht- und Schattenseiten ihres Wesens mit einander vergleicht, nicht lange über sie im Zweifel bleiben. Sie sind im Grunde genommen kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen die Fremden, und bei all ihrer Armuth — oder besser gesagt bei ihrem Reithume, denn sie wissen nicht, daß sie arm sind — gern bereit, einen Dürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie halten ein gegebenes Wort und bewachen ein ihnen anvertrauetes Pfand (Anähne) besser, als ihr Eigenthum; sie lieben ihre Kinder, achten ihre Eltern, halten die Gastfreundschaft für eine heilige Pflicht und üben sie mit der strengsten Gewissenhaftigkeit aus. Aber zugleich lügen, betrügen und stehlen sie, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen sehr ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitscheu, liederlich, und, wie alle Südländer, heftige, leicht reizbare Menschen, überhaupt durch Kultur und Sitte nur wenig bearbeitete Kinder der Natur; ihr Zorn flammt, wie Strohfeuer auf, und läßt sie ohne Bedenken Excesse begehen, welche sie wenige Augenblicke nachher bereuen. Früher war der Mord unter ihnen etwas ganz Gewöhnliches, jetzt hat die Regierung ihnen durch ihre furchtbare Strenge Zaum und Gebiß angelegt. Wollte man sie nun nach unsern Ansichten beurtheilen, so müßte man sie für moralisch tief gesunken erklären. Aber darin hätten wir Unrecht, denn sie thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun, und üben das Böse, weil ihre Vorfahren es ebenfalls übten. Ihre Begriffe von Gut und Böse sind ganz andere, als die unsrigen.

**A. C. Brehm.**

(Fortsetzung folgt.)

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Brehm Alfred Edmund

Artikel/Article: [Charthum und seine Bewohner. Ein Beitrag zur Statistik und Völkerkunde Ost-Sudahns 27-48](#)